

**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel  
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber  
**Band:** 46 (1971)  
**Heft:** 9

**Artikel:** Etwas, das mir besonders wichtig ist : Persönlichkeiten antworten dem Schweizer Spiegel  
**Autor:** Isler, Ursula / Gautschi, Karl  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1080203>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Etwas das mir besonders wichtig ist

*Persönlichkeiten antworten dem Schweizer Spiegel*

## Der dienstbare Geist

*Von Ursula Isler, Zürich*

«Als Felicitas sich erhob, hatten dienstbare Geister bereits die unteren Räumlichkeiten in Ordnung gebracht, und die Sonne glänzte auf dem frisch gebohnerten Parkett.» So und ähnlich ist in Romanen des letzten Jahrhunderts zu lesen. Richard Wagner schrieb 1853 an Eli Wille nach Meilen, er erbitte sich in ihrem Haus nur Kost und Bedienung, sonst werde er keinerlei Forderungen stellen.

Diese dienstbaren Geister hatten möglichst unauffällig zu sein: es gab in den reichen Häusern besondere Dienstbotentreppen und Eingänge nur für Dienstboten; Christianna Brandt schreibt von einer Tapetentür, hinter der die «Bediensteten» ihr eigenes Leben führten. Gleichzeitig aber waren Dienstboten immer zugegen: sie empfingen die Herrschaften zu jeder Tages- und Nachtzeit. Sie geleiteten Betrunkene diskret in ihre Zimmer, sie trockneten nasse Kleider und brachten Getränke oder einen Imbiss. Man nannte sie gerührt und herablassend «dienstbare Geister», man kannte kaum ihre Familienverhältnisse. — «Eine Magd, die bei mir dient, hat um fünf Uhr aufzustehen, sogleich anzufeuern und, während das Wasser heiss wird, die Wohnstube zu kehren, abzustauben, desgleichen das Zimmer, in dem die Herrschaft isst...» beginnt das Pflichtenheft einer Zürcher Dame für ihre Magd anno 1878.

Warum ich diese Alltäglichkeiten von damals noch in Erinnerung rufe? Heute, wo der «dienstbare Geist» ebenso blöd «Perle» genannt wird und wo das Dienstbotenproblem auch bei beschränkten Frauen kein Gesprächs-

thema mehr abgibt? (Im Gegenteil darf hier bemerkt werden, dass die Hausfrauen, ein eher konservativer Teil der tätigen weiblichen Bevölkerung, ihren Haushalt schneller rationalisierten als manche Fabriken in unserem Land rationalisiert worden sind. Ein normaler Haushalt läuft heute unabhängig von «dienstbaren Geistern».)

Dass ich trotzdem als «besonders wichtig» über den dienstbaren Geist schreibe, liegt nicht an dem Beruf, den die beiden Wörter angeben sollen. Sondern ich schreibe, weil die beiden Wörter, sobald man sie genau betrachtet, ihre demütige Verkleidung abwerfen und als vitaler Begriff dastehen:

Der dienstbare Geist nimmt die Züge eines Mannes an, dessen 500. Geburtstag wir bald werden feiern können. Eines Mannes, der von sich schrieb, er wolle lieber zerbrochen werden und sterben, als andern nicht zum Segen werden, sondern zum Anstoss. Zwinglis Worte sind in einer Zeit gesprochen, welche der unseren sehr ähnlich war: Durch die Burgunderkriege waren Geld und Ruhm ins Land gekommen, damit eine begehrliche, genussüchtige und prahlerische Gesinnung. Sie wurde genährt durch die Versprechungen fürstlicher Herren im Ausland, welche die siegreichen Eidgenossen für ihr Heer anwarben und dazu die einflussreichen Männer unseres Landes mit Geld und Geschenken gefügig machten. Zwingli predigte schon in Glarus darüber, dass die Eidgenossen durch das Geld zu Knechten und zu Fremden im eigenen Land würden. Dass ihre Faulheit und Arbeits-Unlust aus ihnen bald ein schwächliches, untüchtiges Volk machen würden.

Sind nicht auch wir ein schwächliches, untüchtiges Volk? Genussüchtig und prahlerisch und in vielem arbeitsscheu? Im Dialekt hatten wir für arbeiten das schöne Wort «schaffe». Schaffen tut heute aber nur noch ein Künstler, die andern brauchen Worte wie «chrüpple, schufte, chrampfe», womit ihre Einstellung der Arbeit ge-

genüber aufgedeckt wird. Solange Arbeit nur als möglichst schneller Weg zum Geld betrachtet und Geld sogleich zum eigenen Vergnügen wieder ausgegeben wird, entwertet sich der Sinn einer Arbeit. Zwingli hat damals von Zürich aus ein neues Arbeitsethos geschaffen, einen Geist, der sich in der ausgeführten Arbeit selbst bestätigte und im Dienst am Nächsten seine Erfüllung fand.

Was mir also besonders wichtig ist: Arbeit nicht als Muss, sondern als eine Gabe zu betrachten. Und dass der dienstbare Geist im Sinne Zwinglis auch ausserhalb der eigentlichen Arbeitszeit in uns tätig sei. Nicht zum Gelderwerb, sondern als Dienst am Mitmenschen. Freizeit muss nicht immer Erholung und Nichtstun bedeuten, und als «Hobby» kann man auch freundlich und hilfsbereit sein. Diesen dienstbaren Geist kann uns keiner anbefehlen, und kein Geld kann ihn erkaufen. Er kommt aus unserem eigenen bescheidenen Wollen und wird andere mitziehen. Denn er kommt — um mit Zwingli zu schliessen — «nit von den hohen höupten herab, sondern von den kleinen verschmächten wachst er bis an die höupter!»

## Die Armee verdient es besser

*Von Karl Gautschi, Menziken*

Es war vor zehn Jahren. Wir achtzig Aspiranten einer Infanterie-Offiziersschule hatten unseren Hundertkilometermarsch mehr oder minder glücklich hinter uns gebracht und harrten nun im prachtvollen Hof des Schlosses Pruntrut unserer feierlichen Brevetierung.

Eine strahlende Sonne stand am glas-

klaren Herbsthimmel, und vom Schlosshügel aus wanderten unsere Blicke ungehindert weit in die schöne Ajoie hinaus. Über dem Rednerpult knatterte eine riesige Schweizer Fahne im leichten Wind, rechts flankiert von einer Berner Fahne, während sich links ein leerer Fahnenmast etwas seltsam ausnahm.

Eine bunte Menschenmenge hatte sich eingefunden, um dem Zeremoniell beizuwohnen. Wer über die Köpfe der Schaulustigen hinwegblickte, sah nicht nur die glänzenden Helme der Ehrenwache und die goldbetressten Mützen der hohen Offiziere, sondern neben den grauen und schwarzen Kopfbedeckungen stolzer Väter und den bunten Hüten glücklicher Mütter auch die Hauben neugieriger Nonnen und die Couleurs übermütiger Mittelschüler.

Der Regierungsrat des Kantons Bern hatte einen Vertreter delegiert, der vom Schulkommandanten gerade in jenem Augenblick freundlich begrüsst wurde, als eine kleine Schar junger Leute unversehens aus einem Nebeneingang den Schlosshof betrat und sich daranmachte, als Höhepunkt dieses taktischen Überrumpelungsmanövers triumphierend die Jura-Fahne am linken Mast zu hissen.

Es verbreitete sich leichte Betretenheit, aber da der Vertreter Berns den Zwischenfall offenbar mit mildem und nachsichtigem Lächeln abtat, ging man schnell zur Tagesordnung über. Man mochte den paar jugendlichen Enthusiasten ihre Freude gönnen.

Die Feier nahm einen ungestörten Fortgang. Als die neubrevetierten Offiziere den Platz zu den Klängen eines Militärspiels verliessen, spendeten die jungen Jurassier freundlichen Beifall.

*Es war vor vier Jahren.* Meine Kompanie absolvierte einen Teil ihres Wiederholungskurses in einem kleinen Dörfchen bei Delsberg. Man hatte uns vorher gewarnt, die Bevölkerung nicht durch Lärm zu belästigen und die Wache nicht zu vernachlässigen.

Dem Ratschlag eines Freundes folgend, fand ich mich schon am ersten

Tag zu einem Antrittsbesuch beim Dorfpfarrer ein. Ich wusste, was auf dem Spiel stand. Eine Einladung zu einem Nachtessen bei der Truppe tat das übrige: Der ungekrönte örtliche Separatistenführer akzeptierte uns, und wir hatten drei Wochen lang Ruhe.

Unterdessen wurde der Regimentskommandant in Delsberg auf der Strasse belästigt. Die Pneus seines Wagens wurden zerschnitten. In die Benzintanks der Jeeps wurden bei Nacht Zuckerstücke geworfen. Bei einer Kompanie wurde ein Anhänger gestohlen und im Dorfbach versenkt. Es musste alles hingenommen werden. Die Soldaten dachten sich ihre Sache. Wenn sie durch die Dörfer fuhren, sahen sie die Plakate, die man zu ihrer Begrüssung placiert hatte. «Honte aux occupants», stand da zu lesen. «Schande den Besetzern»...

*Es war dieses Jahr.* Wir hatten zu einigen Übungen aus der deutschen Schweiz auf den Panzerwaffenplatz Bure bei Pruntrut zu fahren.

Die Fahrstrecke wurde genau befohlen. Delsberg musste umfahren werden. Auf die Zivilbevölkerung war

grösste Rücksicht zu nehmen. Das Dorf Bure durfte nur mit bestimmten Fahrzeugen durchquert werden. Marschhalte und Erfrischungshalte in Restaurants zwischen Delsberg und Bure waren verboten.

Wo ein Offizier auftauchte, streckten Halbwüchsige die Zunge heraus. Schulkinder johlten den Lastwagen nach. Von den Mauern begrüßte uns der Slogan «EMD = SS».

Wie rüdische Hunde schlichen wir uniformierten Schweizer durch die Schweiz...

*Zehn Jahre!* In zehn Jahren wurde aus freundlichem Beifall unverhüllter Hohn. In zehn Jahren haben es verantwortungslose «Führer» fertiggebracht, der jurassischen Jugend weiszumachen, die Armee repräsentiere eine Schweiz, die gegen den Jura sei.

Wann endlich kommt jener einsichtige Separatistenführer, der seinen fanatischen Anhängern klipp und klar ins Gesicht sagt, dass die Armee einfach eine Menge von Soldaten ist, die ihre Pflicht als Schweizer Bürger tun, weil sie der Überzeugung sind, die Schweiz und auch der Jura seien es wert, frei zu bleiben?

## Zum Fotowettbewerb in der August-Nummer 1971



In der ersten Folge unseres Wettbewerbes ist aus Versehen Bild 2 zu stark beschnitten worden (vgl. August-Nummer des Schweizer Spiegel 1971 S. 7 oben). Wir geben hier das Bild noch einmal wieder mit dem Hintergrund, der die Lösung erleichtert.